



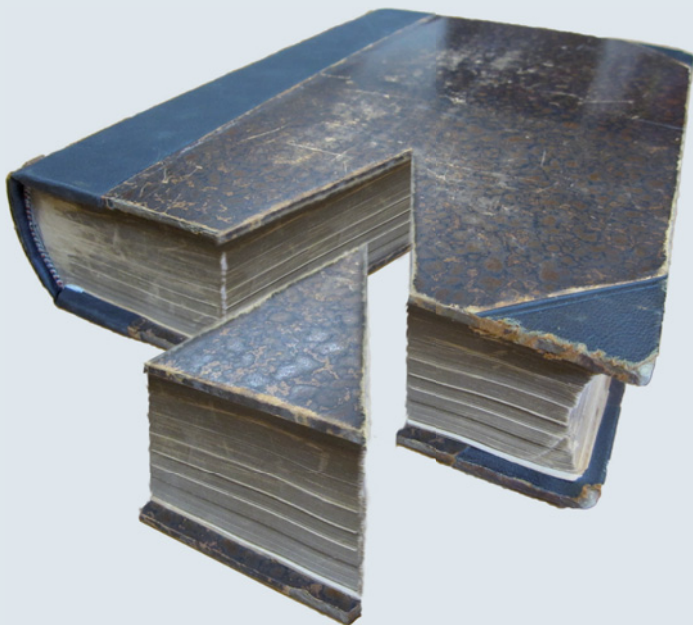
**Universität  
Zürich**<sup>UZH</sup>

**Deutsches Seminar**

Christian Kiening · Barbara Naumann (Hg.)

# Lieblingsstücke

**Germanistik in Zürich  
125 Jahre Deutsches Seminar**



Lieblingsstücke



Christian Kiening · Barbara Naumann (Hg.)

# Lieblingsstücke

---

**Germanistik in Zürich**

**125 Jahre Deutsches Seminar**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

[www.ds.uzh.ch/125jahreDS/](http://www.ds.uzh.ch/125jahreDS/)

Titelbild und Layout: Andi Gredig

Redaktion: Anna Büsching, Christa M. Haeseli und Martina Läubli

ISBN 978-3-7281-3429-5 (Print)

ISBN 978-3-7281-3442-4

DOI-Nr. 10.3218/3442-4

[verlag@vdf.ethz.ch](mailto:verlag@vdf.ethz.ch)

[www.vdf.ethz.ch](http://www.vdf.ethz.ch)

© 2011, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

# Vorwort

---

Als der Regierungsrat am 13. Januar 1886 protokollarisch festhielt, es sei wünschenswert, «auch für das Fach der deutschen Sprache eine ähnliche Einrichtung zu treffen, welche nicht nur den Studierenden der betreffenden Fakultätssektion, sondern auch Studierenden anderer Fakultäten und insbesondere den Lehramts-Kandidaten Gelegenheit bieten würde, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten im Gebrauche der Muttersprache zu vermehren», konnte er nicht ahnen, dass sich diese Einrichtung 125 Jahre später als eine der grössten der Universität Zürich und der ganzen deutschsprachigen Germanistik präsentieren würde. Das Institut, dem zunächst ein einziger Raum in der Pedellwohnung des ETH-Gebäudes und dann das Wartezimmer neben dem Senatszimmer zugewiesen worden war, füllt mittlerweile ein grosses mehrstöckiges Gebäude und hat mehrere Dependancen im Umkreis der Universität. Ursprünglich noch nicht einmal mit einem Ordinariat ausgestattet, umfasst es nunmehr, die vielen Drittmittelprojekte eingerechnet, über 150 Mitarbeitende.

Es bietet sich an, die damit gegebene Vielfalt aus Anlass des 125-jährigen Jubiläums zur Darstellung zu bringen – nicht in Form einer Geschichte des Deutschen Seminars, seiner Abteilungen und Lehrstühle, sondern in Form eines Überblicks über das gegenwärtige Spektrum an Zugängen zu Phänomenen der Sprache und Literatur. Unter dem Titel *Lieblingsstücke* sind in diesem Buch rund 100 kurze Beiträge versammelt. Sie widmen sich Texten oder Ausschnitten, Begriffen, Themen oder Bereichen, welche die am Deutschen Seminar forschend, lehrend und administrativ Tätigen besonders faszinieren. Das Porträt, das hier entsteht, ergibt sich aus den vielerlei Facetten, in denen sich die Gegenstände wie die Methoden zeigen. Es möge als Momentaufnahme ein zugleich individuelles und repräsentatives, informatives und anregendes Bild germanistischen Arbeitens im frühen 21. Jahrhundert vermitteln.

Zahlreiche Personen haben geholfen, diesen Band vorzubereiten, den Umschlag zu entwerfen, die Texte zu redigieren und zu setzen: Anna Büsching, Sibylle Dorn, Béatrice Fleiner, Andi Gredig, Christa M. Haeseli und Martina Läubli. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Zürich, im Juli 2011

Ch. K., B. N.



# Inhalt

---

<i>Josiane Aepli: D'Jährliflügetdahi!</i>	12
<i>Daniel Alder: Text und Zeitlichkeit in Goethes <i>An Schwager Kronos</i></i>	14
<i>Ursula Amrein: «So glitzerte der Traum»</i>	16
<i>Michael Andermatt: Dystopie</i>	18
<i>Jennifer Baden: Populäres Wissen</i>	20
<i>Gabriela Bart: «ds Grossvatersch Brilla»</i>	22
<i>Stephan Baumgartner: Der Guckkasten</i>	24
<i>Susanne Baumgartner: Himmlischer Regen</i>	26
<i>Ulrich Johannes Beil: Blitz/Schrift</i>	28
<i>Simone Berchtold: Müller und Meier</i>	30
<i>Larissa Margot Bieler: Geschmack</i>	32
<i>Michael Böhler: Von Wolkenkuckucksheimen zum Cloud Computing</i>	34
<i>Ursula Bröchner Kaufmann: Learner Beliefs</i>	36
<i>Claudia Bucheli Berger: Ich liebe dir!</i>	38
<i>Harald Burger: Die Wahren Finnen und die wahren Schweizer</i>	40
<i>Sabine Chabr: Der Bote</i>	42
<i>Felix Christen: Unverständlichkeit</i>	44
<i>Marja Clement: Zwitterland</i>	46
<i>Juan Colmenero: Stars</i>	48
<i>Carla Dauven-van Knippenberg: Über Grenzen</i>	50
<i>Charles de Roche: Monade</i>	52
<i>Chris de Wulf: Flämische Velos</i>	54
<i>Sibylle Dorn: Der Blick aus meinem Fenster</i>	56



<i>Christa Dürscheid: Mündlichkeit und Schriftlichkeit</i>	58
<i>David Eugster: Metapher</i>	60
<i>Béatrice Fleiner: Elektrofotografie</i>	62
<i>Thomas Forrer: Rhythmus und Lebensform</i>	64
<i>Franziska Frei Gerlach: Sand</i>	66
<i>Cristina Frey: SAP-Kauderwelsch</i>	68
<i>Thomas Fries: Futurum Exactum</i>	70
<i>Christoph Gardian: Kafkas Bäume</i>	72
<i>Constanze Geisthardt: Ungeheuer</i>	74
<i>Nadio Giger: Grammatisches im Schweizerhochdeutschen</i>	76
<i>Elvira Glaser: Die syntaktische Nullstelle</i>	78
<i>Xenia Goślicka: Stigma</i>	80
<i>Carolina Grap: Logos und locus – Wort und Ort</i>	82
<i>Andi Gredig: f ff.</i>	84
<i>Wolfram Groddeck: Philologie nämlich</i>	86
<i>Christa M. Haeseli: Frühmittelalterliche Zaubersprüche</i>	88
<i>Heiko Hausendorf: Kleine Texte</i>	90
<i>Stefan Hauser: Das ist ein Skandal!</i>	92
<i>Christina Henss: Reiseberichte im Mittelalter</i>	94
<i>Cornelia Herberichs: Arme Teufel</i>	96
<i>Kate Heslop: Kluge Köpfe</i>	98
<i>Kathrin Hubli: Das Kinderbuch als Artefakt</i>	100
<i>Stefan Jörissen: Das Wesen des Doppelbruchs</i>	102

<i>Hiloko Kato: THE END</i>	104
<i>Hildegard Elisabeth Keller: Legenden</i>	106
<i>Wolfgang Kesselheim: Bitte Türe schliessen!</i>	108
<i>Tanja Kevic: Der gerahmte Blick</i>	110
<i>Christian Kiening: Eine geheimnisvolle Tafel</i>	112
<i>Alexandra Kleihues: Wirklichkeitseffekte</i>	114
<i>Susanne Köbele: Herzklopfen</i>	116
<i>Agnes Kolmer: Sprachliche Inseln</i>	118
<i>Mathias Kundert: Darstellungs-Problem</i>	120
<i>Robert Leucht: Utopien</i>	122
<i>Angelika Linke: Tischgespräche</i>	124
<i>Martin Luginbühl: News Culture</i>	126
<i>Mirjam Marti: Von ‹Wiedergängern› und ‹Leichen›</i>	128
<i>Katharina Mertens Fleury: Frau Welt</i>	130
<i>Christina Margrit Müller: Bildlinguistik</i>	132
<i>Kevin Müller: Schriftlichkeit in der <i>Sturlunga saga</i></i>	134
<i>Daniel Müller Nielaba: Umkehrfigur</i>	136
<i>Klaus Müller-Wille: Das/Es (det)</i>	138
<i>Barbara Naumann: Noten zum Gespräch</i>	140
<i>Hans-Peter Naumann: Runenpoesie</i>	142
<i>Andreas Nievergelt: Chumo kisceib</i>	144
<i>Susanne Oberholzer: Kirche</i>	146
<i>Clemens Özelt: Peter Handke in der Schweiz</i>	148

<i>Ellen E. Peters</i> : «Postklassische» Isländersagas	150
<i>Aleksandra Prica</i> : Bibel und Literatur	152
<i>Isabelle Ravizza Kolbeck</i> : Kleider machen Leute	154
<i>Susanne Reichlin</i> : Wissenschaftliche Tauschpraktiken	156
<i>Anna Katharina Richter</i> : Atlantische Erkundungen	158
<i>Lukas Rösli</i> : Ymirs Körper	160
<i>Kersten Sven Roth</i> : Aptum	162
<i>Luisa Rubini Messerli</i> : Der Boccaccio-Code	164
<i>Ludwig Rübekel</i> : Liebelei mit Runen	166
<i>Sabine Schneider</i> : Das Klassik-Projekt	168
<i>Mireille Schnyder</i> : Das Bild-bezielte Kind	170
<i>Juliane Schröter</i> : Briefschlüsse	172
<i>Yves Schumacher</i> : Quid pro quo	174
<i>Chris Shenton</i> : Das Arbeitspferd	176
<i>Horst Sitta</i> : Professor sein – zum Beispiel in Zürich	178
<i>Stefan Sonderegger</i> : Geheimnisvolle Namenwelt	180
<i>Jürgen Spitzmüller</i> : Werte	182
<i>Ulrich Stadler</i> : SOD-Brennen	184
<i>Christoph Steier</i> : Hunger/Schrift	186
<i>Thomas Strässle</i> : Gedichte	188
<i>Christine Stridde</i> : Spiel	190
<i>Irmgard Thiel</i> : Capriccio	192
<i>Luzius Thöny</i> : Missverständnisse	194

<i>Angela Thut · Christian Walt: Schrift und Schreiben bei Robert Walser</i>	196
<i>Caroline Torra-Mattenkloft: Figur</i>	198
<i>Ladina Tschander: Stellvertreter</i>	200
<i>Susanne Uhl: Sog der Mystik</i>	202
<i>Christian van der Steeg: Absolut-Satire</i>	204
<i>Christian Villiger: Close reading</i>	206
<i>Peter von Matt: Totschlagen. Heiraten</i>	208
<i>Karl Wagner: Gross und Klein</i>	210
<i>Michelle Waldispühl: Namen in Runen</i>	212
<i>Moritz Wedell: Poeta divinus: Vorspiel</i>	214
<i>Ulrike Zeuch: Autodafé</i>	216
<i>Simon Zumsteg: Hermann Burger und das Deutsche Seminar</i>	218

# D'Jährliflügetdahi!

Josiane Aepli

12

1984 suchte das DS durch ein Inserat im *Tages Anzeiger* eine Halbtagssekretärin für die Professoren Peter von Matt und Michael Böhler. An der Uni Bern hatte ich bereits Vorlesungen besucht und dort Hermann Burger und Peter von Matt gehört. Fasziniert sog ich den Stoff auf und begann mich, von der Kunst her kommend – ich arbeitete seit den 70er Jahren in Solothurn im Kunstmuseum –, immer mehr für die Literatur zu interessieren. So schickte ich meine Bewerbung los und wurde gemeinsam mit Anna-Kathrein Frey, für die sich die Professoren Urs Herzog und Rolf Tarot entschieden, eingestellt. Anna-Kathrein und ich teilten das Büro und waren zuständig für Lehrveranstaltungen und Exkursionen, tippten die Vorlesungen und bereiteten die Papers (damals noch mit Spiritus-Umwälzmaschine) vor.

Professor Michael Böhler schaffte sich bald einen persönlichen Computer an und instruierte mich über das Wordstarprogramm. Es erleichterte die Arbeit, denn erstmals konnten die Vorlesungen gespeichert und auf grossen Disketten abgelegt werden. Die formschöne Olivetti hingegen, die Michael Böhler mir für seine Tätigkeiten – privat – zur Verfügung stellte, konnte nur wenige Seiten speichern. Das DS arbeitete damals mit IBM-Kugelkopf-Maschinen, die sehr harte Tastaturanschläge hatten. Damals wurden die Texte noch vom Chef auf kleine Tonbändli gesprochen und dann eingetippt. Mit Interesse tippte ich die grossen Buchprojekte von Peter von Matt. Unvergesslich bleibt das Buch über den Liebesverrat in der Literatur.

Später schaffte sich das DS die ersten Macs an, die einen schlechten kleinen Bildschirm hatten mit grüner Schrift. Mein Arbeitspensum konnte ich ein Jahr später ausweiten, da Professor Alois Haas von der Mediävistik eine Sekretärin suchte. Voraussetzung für diesen Job war das schnelle Erfassen von Texten durch Steno, welches mir in einer Klosterschule in den 60er Jahren eingetrichtert worden war. Also lernte ich im Proseminar von Alois Haas mittelhochdeutsch, tippte alle seine Aufsätze und Bücher, die oft mit Lateinisch und Griechisch gespickt waren und anfangs den Computer mit griechischen Wörtern herausforderten.

Wir hatten unser Institut an der Rämistrasse 74. Da wir alle auf dem 1. Stock arbeiteten, kannten sich Mitarbeitenden des DS gut, einschliesslich der Nordisten und Linguisten. Die sehr schmackhafte Riesen-Paella bei den alljährlichen Sommerfesten der Studierenden bleibt in guter Erinnerung. Hatten wir ein unlösbares Problem

in der EDV, huschten wir kurz zu einem findigen Assistenten –, was dessen Chef, Professor Sitta, nervte. Vielen Studierenden der 60er Jahre werden die Exkursionen nach Bayern, Südtirol, Südfrankreich, ins Elsass, Wallis etc. unvergesslich sein. Der Schreiberin bleibt die Besteigung der Oswald von Wolkenstein-Burg lebhaft präsent. Hätten wir nicht einen Profifergsteiger unter den Studierenden gehabt, wer weiss, wie die Geschichte geendet hätte...

Viele Emeritierungen erfolgten in meiner Zeit, so die Rücktritte von Wolfgang Binder, Hans Wysling, Urs Herzog, Alois Haas, Peter von Matt, Michael Böhler, Ueli Stadler und Paul Michel. Jedes Mal war es ein Abschiednehmen von einer Zeit mit Besuchen in Vorlesungen, Seminarien und Kolloquien, die mir einen eigenen Zugang zur Literatur verschafften.

In den letzten Jahren hat das DS eine grosse Verwandlung durchlebt: die Germanistik und der Zugang zur Literaturwissenschaft haben sich verändert, das Institut ist sehr viel grösser geworden, viele Forschungsprojekte sind inzwischen dem Institut angeschlossen, der administrative Apparat hat sich verkompliziert, die Studierenden haben andere Bedürfnisse, die Verschulung hat sich durchgesetzt, und meine Arbeit hat sich vom Inhaltlichen ins Administrative verlagert. Die Tätigkeit wird stark durch den grossen Emailverkehr und durch die Computerarbeit bestimmt.

Interessant war die jahrelange Beschäftigung mit Literatur, die Zusammenarbeit mit dem Literaturhaus Zürich und der Präsidialabteilung der Stadt Zürich, die viel besuchten Poetikvorlesungen, die Vorlesungen – von Wolfram Binder bis zu Karl Wagners Schlüsselerlebnissen mit österreichischen Autoren. Während einer unvergesslichen Exkursion in die Ukraine und nach Oberösterreich zur Heimat von Stifter und Bernhard ergaben sich auch Kontakte mit ukrainischen Autoren.

Im Laufe meines Lebens haben sich viele Bücher in meiner Wohnung eingeknistet, die gelesen und ungelesen auf meine Pensionierung warten, wenn ich mich wieder mehr auf Inhaltliches einlassen kann und das eingeführte Bologna-System verabschieden darf.

# Text und Zeitlichkeit in Goethes *An Schwager Kronos*

Daniel Alder

14

Ein Gedicht mit dem programmatischen Titel *An Schwager Kronos* denkt über das Phänomen Zeit nach. Der Gott Kronos personifiziert die Zeit und verfügt über sie. Nun wird Kronos mit dem Attribut «Schwager» genauer bestimmt. «Schwager» in der Zeit um 1774 ist ein polysemisches Nomen: einerseits bezeichnet es wie heute eine Verwandtschaftsbeziehung, andererseits umgangssprachlich den Postillion, den Kutschenführer. Da das lyrische Ich in der Kutsche sitzt und seine Reiseerfahrungen darstellt, sind beide Bedeutungen mitzudenken. Wer tatsächlich über die Zeit verfügt, ob der überirdische Gott Kronos oder der irdische Postillion Kronos, bleibt offen. Das Attribut «Schwager» bestimmt den Kronos nicht genauer, sondern weist auf eine semantische Mehrdeutigkeit hin.

Für den Postillion Kronos spricht, dass er bestimmt, wie das lyrische Ich in der Kutsche die Umgebung wahrnimmt. Lässt er wie in der ersten Strophe die Kutsche den Berg hinunter gleiten, spult sich im Bewusstsein des Ichs ein rasanter Film ab: «Frisch, den holpernden / Stock, Wurzeln, Steine den Trott / Rasch in's Leben hinein.» (V.6–9) Daktylen durchziehen die Verse und sorgen auch rhythmisch für eine Beschleunigung. Ganz anders die folgende Strophe: Der Weg führt bergauf, die Wahrnehmung verlangsamt sich, Sekunden dehnen sich zu Minuten aus: «Nun, schon wieder? / Den erathmenden Schritt / Mühsam Berg hinauf.» (V.9–11) Hier bestimmt der Trochäus den Rhythmus, wird poetologisch zum «erathmenden Schritt», der die Wahrnehmung entschleunigt und auf die Anstrengung hinweist.

Für den Gott Kronos spricht, dass die Reise in der letzten Strophe im Orkus endet. Das lyrische Ich gibt seinem Gefährten Anweisungen, wie er ihre Ankunft ankündigen soll: «Töne Schwager dein Horn / Rasse den schallenden Trab / Dass der Orkus vernehme: ein Fürst kommt, / Drunten von ihren Sizzen / Sich die Gewaltigen lüfften» (V.37–41) Die Zeit im Diesseits durchdringt die Zeit im Jenseits.

Vieles spricht somit dafür, dass der «Schwager» zugleich Postillion und Gott, dass das Gedicht zugleich Reisebericht und allegorische Lebensreise ist. Eine Konnotation in «Kronos» bestätigt diesen Sachverhalt. Der Vokal o bildet die graphische und phonemische Basis des Nomens. Dieses o gleicht nun ikonisch einer Uhr. Die Uhr als bekannteste Metonymie der Zeit weist auf den Gott der Zeit. Die beiden o gleichen aber auch den Rädern der Kutsche, welche metonymisch auf den Postillion

verweisen. Er bestimmt die Geschwindigkeit der Räder, kann beschleunigen und entschleunigen.

Der Rhythmus wie in der ersten Strophe ausgestellt und die Ikonizität der Schrift wie in «Kronos» ausgestellt weisen auf die Zeitlichkeit des eigenen Mediums hin. Während der Rhythmus die syntagmatische Linearität betont, wird in der Schrift als Ikon diese Linearität ausgeblendet. *An Schwager Kronos* erörtert folglich die Zeit nicht nur aus einer philosophischen Perspektive, sondern auch aus einer poetologischen. Das Gedicht bezieht sich auf die Zeitlichkeit des Gedichtes, wird auto-referentiell.

Kronos wandelt sich zu Klopstock. Eine K-Alliteration hält die beiden Eigennamen zusammen. Zudem ist der Vokal o jeweils zweifach präsent. Diese formalen Äquivalenzen werden brisant, wenn man berücksichtigt, dass Klopstock Goethe kurz vor der Niederschrift des Gedichtes in Frankfurt besucht hatte. Goethe begleitete seinen Freund anschliessend ein Stück des Weges nach Karlsruhe, machte kehrt auf halbem Weg und schrieb auf dem Rückweg in der Postkutsche *An Schwager Kronos*. Klopstock ist allgemein bekannt dafür, dass er den freien Rhythmus in der deutschen Literatur etablierte. Damit gestaltete er die syntagmatische Zeit innerhalb der Lyrik neu. Klopstock wird zu Kronos, zu einer Personifikation der rhythmischen Zeit. Das Gedicht ist somit mindestens drei Instanzen gewidmet, dem Postillion Kronos, der das lyrische Ich zurück nach Hause bringt und ihn die Zeit erfahren lässt, dem Gott Kronos, der irdische und überirdische Zeit miteinander verbindet, und Klopstock als Kronos, der einen neuen Umgang mit Zeit in der Lyrik etabliert.



# «So glitzerte der Traum»

Ursula Amrein

16

Die bei der Poststelle Fraumünster in Zürich aufgegebene Karte datiert vom 29. Dezember 1936. «Die besten Weihnachtsgrüsse» steht auf der Vorderseite. Am unteren Rand zieht sich die Schrift über ein Bild, das ein biedermeierliches Idyll vergegenwärtigt. Ein verschneites Gässchen, gesäumt von einfachen Häusern, liegt im Dämmerlicht. Kerzenschein, helle Fenster, halbgeöffnete Türen und ein Sternenhimmel beleuchten die Szenerie. Ein Weihnachtsmann verteilt Geschenke, begleitet von einem kindlichen Engel mit blondem Haar, hellem Kleid und Flügelchen. Spielsachen und ein Weihnachtsbaum zeugen von der himmlischen Bescherung. Glitter auf den Dächern und den Schneeverwehungen lässt die Karte silbrig glitzern.

«So glitzerte der Traum des Arthur Aronimus», schrieb Else Lasker-Schüler an Leopold Lindtberg und kritzelte auf den noch freien Platz: «Sehr lieber verehrter Maëstro, ich lag krank. Endlich wird es besser gehn. War krank.» Lindtberg hatte in Zürich am 19. Dezember 1936 die Uraufführung ihres Schauspiels *Arthur Aronimus und seine Väter* inszeniert. Eine Aufführung in Deutschland war undenkbar. Schon 1932 hatte der *Völkische Beobachter* die für das Manuskript mit dem Kleist-Preis ausgezeichnete Autorin als «knabenhaft-dürre» Verfasserin einer «hebräischen Poesie» verhöhnt, die «uns Deutsche» in ihrem «Jüdisch-allzu-Jüdischen» nichts angehe. An der bedeutendsten Exilbühne nun sollte mit der Inszenierung ein Idyll aufleben, wie es die Karte an Lindtberg zeigt. Doch nicht erst im verspäteten Weihnachtsgruss erweist sich dieses Idyll als flüchtiges Traumgebilde.

Inszeniert als Weihnachtsmärchen, das vor dem Hintergrund einer antisemitischen Pogromstimmung die Vision der Zusammengehörigkeit von Juden und Christen entwarf, wurde die Aufführung zur Provokation, zumal weitere Vorstellungen über die christlichen Festtage angesetzt waren. «Das Bekenntnis Else Lasker-Schülers zur konfessionellen Toleranz in Ehren», ihr «Winken mit dem Holzschlegel» indes sei übertrieben, kritisierte die *Neue Zürcher Zeitung*. Damit verschwand das Stück vom Spielplan. «Ich schrieb mein Schauspiel mit einem Bleistift, und nicht mit einem Menschenfresserknochen», konterte Lasker-Schüler und verlangte eine Gegendarstellung. Nie würde sie es wagen, sich «im Gastlande politisch zu betätigen». Rein poetisch sei ihr Schauspiel, beteuerte sie und beharrte auf einem Dichtungsverständnis, das sie auch vor der Fremdenpolizei retten musste, hatte ihr die Kritik

doch den Stempel der unerwünschten «Tendenzliteratur» aufgedrückt. Dass aber diesem Beharren auf die Eigengesetzlichkeit der Kunst auch ein Moment des Widerstands innewohnte, das wusste sie genau. Und noch in der Dokumentation ihrer Ohnmacht schrieb sie gegen den Terror an. «Ich lebte in meinem Schauspiel wie in einer kleinen Welt, die dann golden aufstieg um schuldlos an der abnormen Lage der realen Welt zu zerbersten.»

1939 musste sie die Schweiz verlassen. Siebzigjährig, mittellos und herzkrank sah sie sich zur Emigration nach Palästina gezwungen, wo sie im Januar 1945 in völliger Vereinsamung starb. Es vergingen nochmals dreizehn Jahre, bis sich die *Neue Zürcher Zeitung* zur Veröffentlichung ihres Briefes entschloss und ihn in den Kontext einer sentimentalisierenden Erinnerung an die angeblich exzentrisch weltfremde Dichterin rückte. Verklärt zur «grössten Dichterin, die Deutschland je hatte», wurde sie nachträglich zur Versöhnungsfigur stilisiert, die «das Jüdische und das Deutsche in einer lyrischen Inkarnation» vereinigte.

Die im Archiv aufbewahrte Postkarte erzählt eine andere Geschichte. Sie spricht nicht von einer Aussöhnung, vielmehr von der Auslöschung einer Existenz in der Sonderung des «Jüdischen» vom «Deutschen» und «Christlichen». «Mein Schauspiel eine Fuge Traurigkeit», konstatierte Else Lasker-Schüler damals an anderer Stelle und verwarf alle Festlegungen. «Wer bin ich? Wasser mit Geyerschrei. Feinste Suppe aus dem Universum. Hier alle noch in Maskerade und besoffen. Ich offen und ehrlich wie stets, aber im unbürgerlichen Sinn. Wurde gestern 1 000 u. 3 Jahre – Hängen sie die Spiessbürger alle am Birnbaum auf. Jussuf Abigail.»

# Dystopie

Michael Andermatt

Friedrich Dürrenmatts Erzählung *Der Winterkrieg in Tibet (Stoffe I–III, 1981)* handelt im Dritten Weltkrieg. Gezeigt wird eine utopische Welt, die es in dieser Form nicht gibt. Da Grotteske, Schrecken und Gewalt Dürrenmatts Erzählung dominieren, gehört der Text zur Gattung der Anti-Utopie oder Dystopie.

In Dürrenmatts Dystopie ist das höchste und weitläufigste Gebirgssystem der Welt, der Himalaya, auf bizarre Weise zum Kriegsschauplatz von Söldnerarmeen geworden. Auf den Eisgipfeln wird erbittert gekämpft; das Gebirge ist ausgehöhlt und von einem unübersichtlichen Labyrinth von Stollen durchzogen. Zivilisation und Moral sind ausser Kraft gesetzt, es herrscht die Barbarei und vor allem eins: das Töten. Da niemandem klar ist, wer überhaupt der Feind ist, und eigene und fremde Truppen austauschbar sind, ist das Ganze ein sinnloser Leerlauf der Vernichtung, eine gigantische Tötungsmaschine.

18

Dürrenmatts *Winterkrieg in Tibet* ist zu lesen als Antithese innerhalb der Tradition der Gebirgsutopie. Während früher – etwa in Albrecht von Hallers *Die Alpen* (1732) oder Friedrich Schillers *Wilhelm Tell* (1804) – bessere Menschen einer besseren Gesellschaft im hehren Gebirge lebten, zerfleischen sich jetzt in Dürrenmatts kriegerischem Gebirgslabyrinth androide Monster. Einer der mordenden Söldner ist Dürrenmatts Hauptfigur, sein Ich-Erzähler; er präsentiert sich mit waffen- und werkzeugartigen Armprothesen als verstümmelte Menschenmaschine im Rollstuhl.

Zugleich findet die in der Romantik entwickelte Allegorisierung des Berges als Autopoiesis in Dürrenmatts *Winterkrieg* einen grotesken Nachhall. Wie Ludwig Tieck im *Runenberg* (1804) oder E.T.A. Hoffmann in den *Bergwerken zu Falun* (1819) thematisiert auch Dürrenmatt mit seiner Berg-Erzählung das Schreiben und die Sinnsuche, aber wie anders sieht das in seiner Dystopie aus. Dürrenmatt lässt seinen Söldner als einzigen Überlebenden im labyrinthischen Bergesinnern vereinsamen, analog zu den romantischen Einzelgängern à la Tieck und Hoffmann. In der Einsamkeit beginnt der Kriegsinvalide im Rollstuhl die Wände der Stollen mit seiner metallenen Griffelprothese vollzukritzeln: «[...] nun beschreibe ich die Wände des grossen Hauptstollens [...], eine Zeile zweihundert Meter lang, dann rolle ich zurück und wieder eine zweihundert Meter lange Zeile; so bringe ich es auf sieben

zweihundert Meter lange Zeilen untereinander [...]; auf jeder Wand sieben zweihundert-meter-zeilige Inschriften. Man wird dabei zum Stilisten.»

Gegen Schluss des Textes wird den Leserinnen und Lesern klar, dass das Buch, das sie gerade lesen, aus nichts anderem als den Aufzeichnungen des Söldners besteht. Dürrenmatt beendet seine Erzählung mit einer Herausgeberfiktion. In einem textphilologischen Anhang lässt er Wissenschaftler erörtern, wie die im vorliegenden Buch edierten Texte im Bergesinnern aufgefunden wurden und was von diesen zu halten sei. Spätestens an dieser Stelle mündet *Der Winterkrieg in Tibet* ironisch in eine Satire, tragen doch die aufgerufenen philologischen Autoritäten die nicht sehr schmeichelhaften sprechende Namen «Stirnknall», «de la Poudre» und «Teilhard von Zähl».

Neben der offenen Verspottung der Philologie besteht Dürrenmatts Ironie darin, dass über die fiktive Kommentierung die Relevanz seiner Erzählung in Frage gestellt ist. Während der Söldner-Erzähler unbescheiden davon überzeugt ist, dass seine Aufzeichnungen im Bergesinnern für die Ewigkeit geschrieben sind und zukünftigen Besuchern aus andern Welten «das Schicksal der Menschheit» erklären würden, macht der fiktive kritische Anhang deutlich, dass die Inschrift von den Forschern nur unzureichend verstanden wird. Die magistrale Deutung, der Sekundärtext, lässt die Bedeutung des primären Textes im Nachhinein erlöschen. – Dystopien speisen sich von der Hoffnung, es möge nicht eintreffen, was sie heraufbeschwören.

# Populäres Wissen

Jennifer Baden

20

1889 erscheint in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung als erster Band der *Sammlung Göschen* eine Auswahl von *Klopstocks Oden*. Die kleinformatischen, einheitlich und einprägsam gestalteten Bändchen gehen auf den «Plan zu einer neuen bildenden Volksbibliothek» des Verlagsangestellten E. Waiblinger aus dem Frühjahr 1887 zurück (Verlagsarchiv). Mit Bd. 11, einer Bearbeitung von A. F. Möbius' *Astronomie* (1890) geht das Programm zu kurzen Darstellungen aus verschiedensten Fachgebieten über. Die Ausrichtung des Verlagsprofils auf Wissenschaft und Wissensvermittlung verstärkt sich in den folgenden Jahren, was auch den Ausbau der *Sammlung Göschen* forciert. Nun wird die Reihe in Verlagsreklamen als «Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren, allgemeinverständlichen Einzeldarstellungen» deklariert; «in engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung bearbeitet, soll jedes Bändchen zuverlässige Belehrung bieten» und die Sammlung als Ganze schliesslich – so der quasi enzyklopädische Anspruch – «eine einheitliche, systematische Darstellung unseres gesamten Wissens bilden».

Auch das im 19. Jahrhundert hoch aktuelle Wissensfeld der nordisch-germanischen Mythologie findet Eingang ins Programm der *Sammlung Göschen* sowie in eine Vielzahl anderer Publikationen, die um die Jahrhundertwende diesen Forschungsgegenstand «gemeinverständlich» oder «populär» darzustellen suchen. Die Begeisterung für alles «Nordische» ist besonders im deutschen Kaiserreich gross, und darauf reagiert auch der Buchmarkt. Friedrich Kauffmanns *Deutsche Mythologie* (1890) hat als Bd. 15 einen bedeutenden Platz in der *Sammlung Göschen*. Aus Verlagsnotizen geht hervor, dass die Verantwortlichen das Programm bald um eine *nordische* Mythologie ergänzen wollen, wohl ohne Kenntnis der zwangsläufig sich ergebenden Überschneidungen. Schliesslich löst 1906 Eugen Mogks *Germanische Mythologie* die Kauffmann'sche Darstellung ab. Im Zusammenhang mit Honorarverhandlungen für eine Neuauflage erklärt Mogk, er habe den Band für die *Sammlung Göschen* nur in der Hoffnung übernommen, «dass durch die weite Verbreitung Ihrer Heftchen die noch vielfach herrschenden falschen Ansichten über die germanische Religion am besten bekämpft werden könnten» (Mogk an Göschen'sche Verlagshandlung, 5. 4. 1913). Mogk wendet sich damit auch gegen die zahlreichen

Popularisierungen mythologischen Wissens, die den Stand der Forschung ignorierten. Gerade eine erfolgreiche Verbreitung allerdings würde Mogks eigene Ansichten ebenfalls zu «populärem» Wissen machen – freilich in anderem Verständnis.

Das Epitheton «populär» ist in verschiedenen historischen und sprachlichen Kontexten sehr heterogen verwendet worden. An das semantische Potential und die vielfältigen Konnotationen des Wortes knüpfen sich in meinem Dissertationsprojekt eine Reihe von Fragen, die hier nur angedeutet werden können. Wird das vermittelte Wissen in den diversen Mythologie-Darstellungen explizit als «populär» inszeniert, oder wird im Gegensatz dazu eine Verbindung zum Populären oder zur Populärwissenschaft vermieden? Der Verlag verwendet die Bezeichnung abwertend, um die *Sammlung Göschen* explizit von sogenannter «populärer Literatur» zu distanzieren. Trotz des teils elitären Anspruchs, der auch in der materiellen Gestaltung der Bändchen zum Ausdruck kommt, kann als Ziel der Reihe dennoch die Popularisierung von Wissen beschrieben werden.

Konzeptionalisierungen von (populärem) Wissen, unabhängig davon, ob und wie Verlage und Autoren diese selbst explizieren, sind Teil des übergeordneten Erkenntnisinteresses meiner Studie. Die Frage, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise unterschiedliche Darstellungen der nordischen Mythologie populäres Wissen konstituieren und inszenieren, geht von der in neueren Forschungsansätzen etablierten Auffassung aus, dass Popularisierungsprozesse weder hierarchische noch einseitige Wissenstransfers darstellen. In dem komplexen Konstituierungsprozess populären Wissens spielt neben unterschiedlichen Diskursivierungen auch die Materialität eine bedeutende Rolle, was am Beispiel der *Sammlung Göschen* sowie anderer zeitgenössischer Reihen und Texte gezeigt wird.

# «ds Grossvatersch Brilla»

Gabriela Bart

22

«Ds Grossvatersch Brilla» – diesen und andere besitzanzeigende Ausdrücke höre ich seit meiner Kindheit, jedes Mal wenn ich in den Ferien im Lötschental im Kanton Wallis – meiner «zweiten Heimat» – weile. Der possessive Genitiv ist in der Lötschentaler Mundart heute noch im alltäglichen Gebrauch. Dabei handelt es sich um eine Konstruktion, die in der übrigen Deutschschweiz kaum mehr verwendet wird. In der Zuger Mundart – meiner Alltagssprache – kenne ich zum Beispiel nur Ersatzfügungen im Dativ, um das besitzanzeigende Verhältnis auszudrücken: «em Grossvater sini Brülle» oder «d Brülle vom Grossvater». Wallis und Zug stehen hier als Beispiel für zwei Regionen der Schweiz, in denen unterschiedliche syntaktische Konstruktionen gebraucht werden, um dasselbe auszudrücken.

Die Syntax, der Satzbau, ist auch ein Teilbereich der Dialektologie, der Mundartforschung. Es gibt bereits umfangreiche Darstellungen der Laut- und Formenlehre der schweizerdeutschen Dialekte sowie ihres Wortschatzes. Forschungen, die den Satzbau betreffen, sind hingegen selten. Um die dialektalen Besonderheiten im syntaktischen Bereich zu erforschen, wurde im Jahr 2000 an der Universität Zürich mit dem Projekt eines *Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz (SADS)* begonnen, der noch in Bearbeitung ist. Die Possessivkonstruktionen sind eine solche dialektale Besonderheit. Auf der einen Seite des Lötschbergtunnels benutzen die Dialektsprecher den Dativ («em Grossvater sini Brülle»), auf der anderen Seite am Südportal den Genitiv («ds Grossvatersch Brilla»).

Schon seit längerer Zeit beschäftige ich mich mit den Possessivkonstruktionen und habe sie von verschiedenen Blickwinkeln her untersucht. Mit der Zusammenstellung der sprachhistorischen Entwicklung, der quantitativen und geographischen Auswertung der Daten des *SADS* und einer direkten Befragung im Lötschental konnten die Possessivkonstruktionen im Schweizerdeutschen, deren Auftretenshäufigkeiten und räumliche Distribution aufgezeigt werden. Daneben habe ich erste, die Variation steuernde Parameter bestimmt. Es galt in erster Linie festzustellen, welche Possessivkonstruktionen im Schweizerdeutschen überhaupt vorkommen, ob sie regionale Erscheinungen sind und Areale bilden. Der Kanton Freiburg bildet beispielsweise ein interessantes Areal; dort verwenden die Dialektsprecher eine einzigartige Mischkonstruktion: «em Grossvaters Brülle». Wie hat